Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

153 (31.3.1900) Badisches Museum, Nr. 26

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 26. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 31. März. 1900

Manendienst.

Zum 1. April 1900.

Es brachte der Frühling den Kibitz den scheuen
Mit Gaben wie immer; von Jever die „Treuen“
Nun nicht mehr, wie sonst wohl, der Spender sich freuen:
Geburtstag ist heute, — doch Bismarck ist tot. —
Ein Schiff treibt vor Wellen, Alldeutschland in Not
Zerspält sich in Kleinem und Trumpf ist „Schwarz-Rot!“ —
Da Er noch am Steuer, „hoiho Kapitän!“
Das Segel der Vettern sich nicht so that bläh'n;
Sein Auge geschärft und geübt zum Erspäh'n
Hielt sorgliche Ausschau; mit flammendem Blick
Bewacht er sein Deutschland voll Mut und Geschick,
Ja zwang es — mit eiserner Faust selbst — zum Glück. —

* * *

Geburtstag ist heute, — heut' schau'n wir zurück!

Karlsruhe. Herm. Lanquillon.

Ueber das Sterben.*)

Hofrat Nothnagel, der berühmte Arzt und der erste Kliniker Wiens, hielt gestern als Gast des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia“ einen hochinteressanten Vortrag über ein Thema, von dem nicht jeder zu sprechen liebt und das doch jeden denkenden Menschen aufs tiefste beschäftigt, über das Sterben. Was der gelehrte und geistvolle Forscher, der Jahrzehnte lang mit dem geübten Auge des Beobachters das Leben und den Tod betrachtet hat, seinem zahlreichen Publikum über den Gang in jenes dunkle Land mitteilte, aus deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, ist ernst aber nicht schaudererregend, lehrreich, aber auch trostreich und sicherlich wertvoll für alle, die nicht in den Tag hineinleben, sondern von der Kunst, ein Mensch zu sein, eine Vorstellung haben.

Hofrat Nothnagel erörterte zunächst die Frage: „Was ist das Sterben?“ und antwortete darauf als Naturforscher: Sterben ist diejenige Phase in dem Dasein des Organismus, in welcher die Lebensäußerungen der Körpersubstanz entweder schrittweise immer mehr abnehmen, bis sie ganz aufhören, oder auch plötzlich so stark gehemmt werden, daß sie völlig erlöschen. — Daß der Mensch sterben muß, ist eine Erfahrungsthatsache. Da es auch nicht eine einzige Ausnahme von derselben giebt, so schließen wir auf das Vorhandensein von gesetzmäßigen Notwendigkeiten, welche dieses unentrinnbare Geschick nicht nur des Menschen, sondern sämtlicher Lebewesen bedingen.

Warum aber müssen wir sterben? Welche Vorgänge sind es, die unausweichlich dahin führen, daß die Lebensäußerungen der unseren Körper zusammensetzenden Substanz, der die Organe aufbauenden Zellen aufhören? — Auf das höchste überraschend tritt nun hier vor allem die Thatsache entgegen, daß die allerwenigsten Menschen eines natürlichen Todes sterben, vielleicht kaum einer unter Hunderttausend. Das anscheinend Paradoxe dieses Satzes entfällt sofort durch die Erläuterung, daß das Wort „natürlich“ hier in streng naturwissenschaftlichem Sinne zu nehmen ist, nur besagen soll soviel wie „im naturgemäßen Ablauf“. Und in diesem Sinne ist der Satz unanfechtbar. Ungezählte Millionen erliegen der Einwirkung äußerer Gewalt, durch zufällige Schädlichkeiten und Unfälle aller Art, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnot, Tod durch Schlangen und wilde Tiere, Selbstmord, Mord, und vor allem Krieg. Ein Statistiker will berechnet haben, daß seit den historischen Zeiten gegen 7 Milliarden Menschen direkt auf dem Schlachtfelde zugrunde gegangen seien, was, wenn es richtig wäre und wenn weiters die geltende Annahme zutrifft, daß auf der ganzen Erdoberfläche gegenwärtig eintausendfünfhundert Millionen Menschen existieren, sagen würde, daß diese Gesamtmasse annähernd fünfmal durch Schlachten verschlungen wäre. Eine ungeheure, eine grausige Ziffer! Aber sie verschwindet gegen diejenige, welche der fürchterlichste Feind des Menschengeschlechts, welche das Heer der Krankheiten im wildesten Wüten vernichtet. Drei Vierteile mindestens der Menschheit gehen durch Krankheit zu Grunde. Die würgenden Seuchen und anderen akuten Infektionen alle, ferner die unendliche Reihe der verschiedensten Organerkrankungen, von deren Existenz und enormer Vielfältigkeit der Laie nicht einmal etwas ahnt, und als Oberster in dem schwarzen Heere aller, weit voran die Tuberkulose, welche allein etwa den siebenten Teil der Menschheit dahinrafft, sie sind es, welche dem Dasein ein vorzeitiges Ende setzen. — Wir haben uns hier nicht mit der Frage zu beschäftigen, inwiefern diese unnatürliche Vernichtung des Menschengeschlechtes zweckmäßig sei, inwieweit sie einem uns verborgenen Plane der Weltordnung entspreche. Wir haben auch nicht zu erwägen, was geschehen würde oder müßte, wenn diese Faktoren nicht wirken würden. Als Naturforscher haben wir nur festzustellen, daß fast alle Menschen durch äußere Gewalt oder Krankheit dahingerafft werden — und das ist es, was wir als einen unnatürlichen Abschluß des Daseins bezeichnen müssen.

Immerhin giebt es etliche unter den Millionen, bei welchen auch die schärfste klinische Beobachtung, die sorgfältigste anatomische Durchforschung keine krankhafte Veränderung der Organe und Körpergewebe erkennen läßt. Immer waren sie gesund, und endlich entschlafen sie, hochbetagt und altersmüde. Warum, oder richtiger, wodurch sterben diese? Warum steht das Herz, welches durch hundert und mehr Jahre im Gleichtakt eines Präzisionsapparates gearbeitet hat, still, still ohne Krankheit, ohne Verletzung, still für ewig? Hier, in dieser Frage steckt auch eines der großen Lebens- und Welträtsel. Wir sind gezwungen anzunehmen, daß eine immanente Eigenschaft des Protoplasmas darin bestehe, bis zu einer gewissen Höhe eine progressive und dann wieder eine retrograde Entwickelung durchzumachen. Aber diese Hypothese einer solchen dem Protoplasma betreffs seiner vitalen Aeußerungen inhärenten Eigentümlichkeit ist — es sei wiederholt — nur eine Umschreibung des Thatsächlichen, keine Erklärung. Wird die Wissenschaft je letztere finden?

Der Vortragende bespricht nun die Vorstellungen des Volkes über die Scheidung der Seele vom Körper und wirft die Frage auf, ob die Volksmeinung, daß der Mensch wirklich mit dem Stillstand oder durch den Stillstand der Atmung stirbt, den Thatsachen entspreche, oder wie sonst der Mensch sterbe? Aus allen Erscheinungen, die er schildert, aber zieht er den einen Schluß: In der ungeheuerlichen Mehrzahl erfolgt der Tod vom Herzen aus, ganz gleich, ob die zum Tode führende Erkrankung eine akute oder chronische ist, ob das Herz von Anfang an direkt beteiligt oder erst sekundär in Mitleidenschaft gezogen wird, ob es am Abschlusse eines langen Daseins müde seine treue, gleichmäßige Arbeit einstellt oder inmitten blühender Jugend durch eine zufällige, auf den Körper irgendwie einwirkende Gewalt jäh in seiner Schlagfolge gehemmt wird.

Was aber empfindet der Todeswanderer während des Sterbens, was duldet und leidet er in den Tagen, Stunden, Augenblicken, die wir als seine letzten bezeichnen? Ist das Sterben physisch schmerzhaft und qualvoll? Eine Antwort auf diese Frage vermögen wir nicht durch den genialen Flug dichterischer Phantasie, nicht durch die philosophische Spekulation, noch durch die erdabgewandte Vision inbrünstigen Glaubens zu erreichen; die Anhaltspunkte liefert uns die schlichte, treue Beobachtung der Natur.

Wenn in dem Gewühl der Schlacht der Führer an der Spitze seiner Mitkämpfer vorwärts stürmt, wenn ihm in der Siedhitze des Kampfes alle geistige Energie, alles Wollen und Empfinden auf einen Punkt sich konzentriert, der als momentan höchstes Ziel ihm vorschwebt; und jähe stürzt er nieder, von einem Geschoß, das in

*) Aus den „Berliner Neuesten Nachrichten“.

rasendem Flug seinen Kopf durchbohrte, urplötzlich hingestreckt, sofort getötet — dann ist hier das Sterben absolut ohne physisches Leid erfolgt; ja nicht einmal in dem Momente, wo die Kugel seine Stirne berührte, hat der Gefallene einen Schmerz gefühlt, die Fluggeschwindigkeit der Kugel ist schneller als die Nervenleitung, der Tod ist eingetreten, ehe im Bewußtsein eine Schmerzempfindung ausgelöst werden konnte. Oftmals hat man sogar feststellen können, daß im Kampfe der Verwundete erst durch das rieselnde Blut oder dadurch, daß er niederstürzt, darauf aufmerksam gemacht wird, er sei verwundet; gefühlt hat er nichts von dem Geschoß, erst nachträglich kommt der Schmerz.

Das Gleiche können wir wohl in allen jenen Fällen annehmen, wo irgend eine andere urplötzlich einwirkende physische Gewalt das Leben abschneidet, so wenn ein Felsblock den Körper zermalmt, die Guillotine, das Schwert des Scharfrichters den Kopf vom Rumpfe trennt. Und die nämliche tröstliche Thatsache weist der Vortragende nach für die Fälle: Tod durch Blitzschlag, durch Ertrinken, durch Abstürzen aus großer Höhe, durch wilde Tiere, durch Verbluten.

Die betreffenden Feststellungen stammen von Leuten, die einem gewaltsamen Tode im letzten Momente entrissen wurden, Menschen, die bewußtlos aus dem Wasser gezogen wurden, Touristen, die von hohen Bergen abstürzten und schwer verwundet liegen blieben, Jäger, die von wilden Tieren angefallen wurden, erzählten nachher, was sie empfanden; und sie wollen übereinstimmend garnichts empfunden haben oder sprechen von einer undefinierbaren, unangenehmen aber nicht schmerzhaften Sensation, einzelne sogar von angenehmen Empfindungen; und während z. B. ein Mann einen Berg hinabfiel, an den Felsen sich zerriß, zählte er die Stöße, fühlte sie aber nicht, dachte in vehementester Geschwindigkeit an Vergangenes und Zukünftiges, vernahm ein angenehm klingendes Tönen, verspürte ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlbehagens u. dgl. m. Offenbar veranlaßt der choc, die mächtige Erschütterung des Nervensystems, die wohlthätige Unempfindlichkeit.

Wie gestaltet sich aber das Sterben bei Krankheiten? Zweifellos ist, daß einzelne Sterbende fast bis zum Ende dulden müssen, obwohl in den wirklich letzten Augenblicken auch bei ihnen zumeist das Bewußtsein umnachtet wird. Solche Fälle bilden aber doch die entschiedene Ausnahme und bei ihrer Beurteilung bezüglich unserer Frage ist auf das Allerschärfste eine Thatsache hervorzuheben: Diese Schmerzen und Qualen treten ja nicht während des Sterbens auf, sondern gehören dem Krankheitsprozeß an; nicht das Sterben, sondern die Krankheit ist hier qualvoll.

Und hier, in diesem Fall, tritt eine hohe Aufgabe an den Arzt heran, durch deren Erfüllung er zu einem wirklichen Wohlthäter wird, lindes Labsal über unnennbare Pein ausgießen kann. Sie wird mit dem Worte Euthanasie belegt und bezeichnet die Kunst, das Lebensende, das Sterben sanft zu gestalten.

Kein Wort ist natürlich darüber zu verlieren, daß diese heilige Pflicht des Arztes jemals Gegenstand einer juridischen Erörterung werden könne oder dürfe. Euthanasie bedeutet die Kunst, sanft sterben zu lassen — das bedeutet aber keineswegs, das Leben abkürzen. Daß dem Arzte nie und nimmer das Recht zusteht, das Leben des Anderen, und sei dasselbe den fürchterlichsten Qualen ausgesetzt, auch nur um eine Stunde abzukürzen, bedarf für einen korrekt Denkenden nicht eines einzigen Wortes der Begründung.

Der mächtige Trieb zum Leben — die unabwendbare Notwendigkeit des Sterbens, wie überbrückt die Natur diese flammenden, diese harten Gegensätze? Oh, sie ist eine bewunderungswürdige Künstlerin! Käme ihr Walten stets rein zur Geltung, würde sie nicht zu allermeist gewaltsam in ihrem Wirken unterbrochen, so würde uns diese ihre Größe und Güte noch viel ausdrucksvoller zum Bewußtsein kommen. „Was empfinden Sie?“ fragte man den sterbenden hundertjährigen Fontenelle. „Garnichts, als daß es mir schwer wird zu leben.“ Und als Brillat-Savarini einer sterbenden 98jährigen Verwandten ein Glas Wasser reichte, sagte diese: „Vielen Dank für diesen letzten Dienst; wenn Du je so alt werden solltest, wie ich, so wirst Du einsehen, daß der Tod für den Menschen ebensosehr ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf.“

Die Organe werden welk, atrophisch; alle Funktionen werden träger, müder; und damit wird der Trieb zum Leben schwächer, erlischt völlig. Das ist das Geheimnis, warum wir beim wirklichen naturgemäßen Ablauf des Daseins sanft und friedvoll entschlafen; es bedarf hier nicht einmal ethischer Einflüsse und religiöser Vorstellungen, um das Sterben aller Schrecken zu entkleiden.

Aehnliches bewirkt oft das Krankheitsgift; die bakterielle Toxinwirkung ruft eine so schwere Depression des Nervensystems, eine so hochgradige Apathie hervor, daß es dem Kranken thatsächlich gar keinen Eindruck macht, ob er sterben werde oder nicht. Das Sterben tritt physisch wie psychisch klaglos ein. Oder das Leben erlischt in Bewußtlosigkeit; schon vorher aber ist der Lebenswunsch und die Lebensenergie geringer geworden. Die Intensität aller Eindrücke, heftiger Schmerz und selbst die quälende Atemnot nimmt ab, alle Affekte werden milder, Sorge und Angst weichen, ebenso wie die Fähigkeit zu denken, aus dem schöpferischesten Geiste. Geberden, die auf Schmerz hindeuten, krampfhafte Zuckungen, selbst das fürchterlich klingende Rasseln in den Lungen erscheinen nur uns schrecklich, sind es aber nicht für den Sterbenden, weil er dann meistens bereits in jenem apathischen Zustand ist, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder garnicht mehr empfunden werden, und falls der Tod bei klarem Bewußtsein eintritt, was relativ selten geschieht, so wird oft ganz unerwartet, ohne alle Vorboten für den Betroffenen, der Lebensfaden abgerissen — eine plötzliche Herzlähmung und der Zeiger steht still. Die grauen umwobenen Anschauungen über das physische Sterben existieren also zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist dasselbe nur in wenigen Fällen und gerade diese schafft der Mensch selbst seinem Mitmenschen, Feuertod und Folterqualen. Die Natur ist aber meist barmherziger, als der Mensch.

Ein hochverehrter Freund äußerte zu wiederholten Malen den Wunsch, es möchte ihm vergönnt sein, bei klarem Bewußtsein aus dem Leben zu scheiden. Und als sein Arzt, auf seine dringenden Bitten, ihm eines Tages eröffnete: Nun wird es voraussichtlich ernst — da berief er seine Familie und mit dieser verbrachte er weltabgeschieden noch einige Tage in heiterer Seelenruhe, ausgeglichen, friedvoll das Ende erwartend — ein erhebendes Beispiel abgeklärtesten Menschentums. Freilich war er auch ein Mann, an den als Jüngling oft Goethes Wort sich persönlich gewendet hatte und als er, eine übriggebliebene Idealsgestalt aus Weimar-Jenas großen, leuchtenden Tagen, ein Greis geworden war, wurde mit Recht von ihm gesagt: Niemand geht von ihm ohne die Empfindung, besser geworden zu sein.

Warum es mich drängt, dieses Verklärten hier zu gedenken? Weil sein würdevolles Beispiel lehrt, wie der Weise und Gute über das Sterben denkt. Freilich, wenige nur ringen sich zu dieser Erhabenheit des Geistes durch; bei wenigen nur, um Sokrates' Redeweise zu gebrauchen, spricht der gute Dämon in der Brust so laut, daß sie nichts anderes hören als den Ton seiner Stimme und Sterben und Tod darüber vergessen. Diese Wenigen aber sind frei von den eigentlichsten Schrecken des Sterbens, der seelischen Todesangst. Sie können wie Sokrates, als er den Giftbecher trinken sollte, sprechen: „Nun denn, Kriton, Glück auf! Wenn es den Göttern so genehm ist, sei es so!“ —

Pariser Weltausstellung.

Deutsch-französische Konkurrenz.

(Nachdruck verboten).

Die Franzosen haben in Tages- und Fachzeitungen wiederholt betont, daß Deutschland eines derjenigen Länder sei, welche wir auf der Ausstellung am besten vertreten finden werden. Es ist bekannt, daß die einzelnen Nationen nicht selbständige Gruppen bilden werden, sondern daß in jeder Industrieabteilung die verschiedenen Nationen mit einander konkurrieren werden. Es ist bemerkenswert, daß deutsche Aussteller sich für die meisten Klassen gemeldet haben. Wir stehen heute auf dem Standpunkt, mit allen Nationen der Welt in den Wettbewerb treten zu können, und wir dürfen es als einen bedeutsamen Fortschritt bezeichnen, daß unsere Industriellen mit dieser Thatsache zu rechnen gelernt haben. Aber vermutlich werden wir noch mehr erreichen. Es steht zu erwarten, daß das deutsche Kunstgewerbe die Franzosen auf gewissen Gebieten, auf denen sie bisher Meister waren, völlig aus dem Felde schlagen werde. Wir können nur dazu ermuntern, auf der Ausstellung alles zu zeigen, was Deutschlands Kunstindustrien zu leisten vermögen, denn während das deutsche Kunstgewerbe während der letzten Jahre rapide vorgeschritten, ist Frankreich in dieser Hinsicht mehr und mehr zurückgegangen. Ja, wir können die Aufgabe Deutschlands auf der Weltausstellung erst richtig würdigen, wenn wir den gegenwärtigen Stand gewisser französischer Industrien zum Vergleich heranziehen.

So ist der künstlerische Wert der Seidenproduktion Lyons, dieses Centralpunktes der Seidenindustrie, zurückgegangen mangels schöpferischen Geschmackes, wenn auch die Produktion bis jetzt nicht gesunken ist. Ebenso vermag die Bandweberei St. Etiennes nicht den Fluktuationen der Mode zu folgen und dem Auslande erfolgreiche Konkurrenz zu bieten, während die Waffenfabrikation dieses Platzes bedroht und die Kunstschlosserei bereits vernichtet ist. In Marseille, wo die Juwelierkunst vor zwanzig Jahren noch 500 Künstler in etwa 100 Ateliers beschäftigte, zählt man heute nur noch kaum 60 Ateliers mit 350 Arbeitern, während die deutschen und schweizer Produkte immer weitere Verbreitung annehmen. In Toulouse hat die ehemals blühende Möbelindustrie im letzten Viertel des Jahrhunderts eine Abnahme der Geschäfte und dadurch auch der Arbeiter um mehr als die Hälfte erfahren; in einigen Jahren wird diese Industrie vielleicht ganz erloschen sein, wie es schon jetzt mit der Schmiedekunst, der keramischen Industrie und der Buchdruckerei Bordeaux' der Fall ist. Nur die Holzschnitzerei

und die Juwelierkunst haben sich hier ihren künstlerischen Charakter bewahrt.

Die Produktion der ausgedehnten Porzellanmanufaktur von Limoges ist zwar in den letzten Jahren beständig gewachsen, nicht aber der Kunstwert ihrer Erzeugnisse, sodaß Deutschland sogar in Frankreich selbst für seine Luxus- und Fantasie-Artikel immer größeren Absatz gewinnt. Auch in Vierzon, wo diese Industrie immer größere Ausdehnung gewinnt, fehlt es an den nötigen Modelleuren und Malern, um sie weiter vervollkommnen zu können. Die deutschen Künstler haben zwar in Frankreich studiert, sie haben aber heute nicht mehr nötig, dort in die Schule zu gehen. Die früher blühende Seidenmanufaktur Tours' beschäftigt heute nur noch 200 Weber in drei Etablissements, auch die Holzschnitzerei geht dort zurück, und nur der Kunstdruck kann sich noch aufrecht erhalten. In Rouen gehen Baumwoll-Spinnerei und -Weberei immer mehr zurück, und auch die Druckerei kann in der Herstellung gangbarer billiger Artikel nicht gegen die erdrückende Konkurrenz Deutschlands aufkommen. Vergleicht man die Exportziffern dieses Platzes an Baumwollwaren der drei letzten Jahre mit den drei vorhergehenden, so macht sich eine nicht geringe Abnahme bemerkbar; während in den Jahren 1888/1890 noch durchschnittlich 1 695 000 kg bedruckte baumwollene Gewebe exportiert wurden, gingen in den Jahren 1891 bis 1893 nur durchschnittlich 1 156 000 kg in's Ausland. Diesem Resultate entsprechen auch die Exportziffern des ganzen Landes: Frankreich exportierte 6 500 000 kg, Deutschland 17 500 000 kg gefärbte und bedruckte baumwollene Zeuge, ein Erfolg der deutschen Industrie, welcher hauptsächlich der sorgfältigen Schulung der Arbeiter und Meister in den Färberei- und Appretierschulen zu verdanken ist, während in Rouen keine derartigen Einrichtungen bestehen. Vor etwa zehn Jahren machte man in Rouen den Versuch, eine besondere Schule für die gesamte Baumwoll-Industrie zu gründen, aber mit geringem Erfolge, da sie bereits nach zwei Jahren wegen Mangels an Schülern geschlossen werden mußte. Das illustriert wohl hinreichend die Ansichten der französischen Produzenten; während Deutschland und England immer neue Schulen errichten, die sich besonders eines fast übergroßen Besuches erfreuen, müssen die französischen wegen zu geringer Teilnahme geschlossen werden.

Lille, welche früher in der Spitzen- und Teppichfabrikation und der Druckerei eine führende Stelle inne hatte, ist von ihr herabgesunken, ohne Ersatz für den Ausfall finden zu können, auch die dortige Holzschnitzerei, Keramik, Glasfabrikation und Buchdruckerei befinden sich im Verfall und müssen zur Aufrechthaltung des Betriebes meist belgische Arbeiter beschäftigen.

Die Kleider- und Möbelstoff-Fabrikation Roubaix', die für eine der bedeutendsten Frankreichs gilt und 50 000 Arbeiter beschäftigt, deren Jahresproduktion sich auf 500 Millionen Francs beläuft, hat schwer unter der Ueberproduktion und unter der deutschen Konkurrenz zu leiden, welch' letztere heute in Nouveauté- und Phantasie-Artikeln in sorgfältigster Ausführung in der ganzen Welt tonangebend ist und diese sogar in Paris importiert. Da erhofft man nun in Roubaix eine Besserung durch die staatliche Kunstgewerbeschule, die vor sieben Jahren im Einvernehmen mit der städtischen Verwaltung ins Leben gerufen wurde und als mustergiltig in jeder Beziehung angesehen werden kann.

Die in Calais bestehende Kunstgewerbeschule ist schlecht dotiert und erfüllt ihre Aufgabe nicht. Die Folge davon ist, daß die mechanische Spitzenfabrikation dieses Platzes mehr und mehr zurückgeht, zumal auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ungünstig sind. Ihre Produktion belief sich im Jahre 1890 nur noch auf 40 Millionen Francs gegen 110 Millionen im Jahre 1881 und geht seitdem fortwährend weiter zurück, trotz aller Anstrengung der dortigen Fabrikanten, um der übermächtigen Konkurrenz Deutschlands und der Schweiz widerstehen zu können. Die früher renommierte Wollwarenindustrie von Reims, die bisher meist Uni-Stoffe lieferte, war in letzter Zeit gezwungen, in Folge der Konkurrenz des Auslandes ihre Produktion einzuschränken und zur Anfertigung leichter Damentuche und Kammgarnstoffe für Herrenkleider überzugehen.

Die Uhrmacherei Besançons und der Franche Comté, die über 30 000 Arbeiter mit einer Jahres-Produktion von 40 Millionen Francs beschäftigt, hat ununterbrochen gegen die erdrückende Konkurrenz Deutschlands, Amerikas und der Schweiz anzukämpfen.

Man ist sich in Frankreich der schlechten Resultate, die von der Industrie des Landes in den letzten Jahren erzielt wurden, wohl bewußt, und strebt eifrig danach, Remedur zu schaffen und dem drohenden Zerfalle Einhalt zu thun; aber bis jetzt waren die Bestrebungen wenig erfolgreich, was zum großen Teil auf die merkwürdige Ignoranz der Industriellen selbst zurückzuführen ist, welche nicht einsehen wollen, daß nur sorgfältige Ausbildung von Arbeitern, Meistern und Prinzipalen und eingehende Berücksichtigung der neuesten technischen Fortschritte imstande sind, eine Industrie auf die Dauer konkurrenzfähig zu erhalten.

Auf allen diesen Gebieten wird die deutsche Industrie mit der französischen in einen heftigen Wettkampf treten, aber wir können diesem Kampfe mit großer Ruhe entgegensehen; sind doch die Franzosen bereits auf dem Punkte angelangt, unsere Uebermacht auf vielen der bezeichneten Gebiete einzugestehen. Zum Glücke haben sich auch die hervorragendsten deutschen Lederindustriellen, welche früher der Ausstellung sehr gleichgiltig gegenüberstanden, zu einer regen Beteiligung entschlossen, und so wird die deutsche Lederindustrie aufs beste vertreten sein. Eine französische Fachzeitschrift betont ausdrücklich, daß in einer besonderen Abteilung die deutschen Glacéleder zur Geltung kommen werden, „die es mit den besten Grenobler Produkten aufnehmen können." Mit wie vielen französischen Produkten es die unserigen noch „aufzunehmen" vermögen, darüber werden wir sehr bald Näheres berichten können, denn die Pariser Weltausstellung wird es lehren.

Verschiedenes.

* **Paul Heyse** sendet allen denen, die seiner zum 70. Geburtstag gedacht haben, folgende Dankverse:

Meinen Freunden
nach dem 15. März 1900.

Wer siebzig Jahr die Welt gesehn,
Dem ist viel Liebes und Leids geschehn,
Und ist er nur ein kluger Mann,
Der Eins ins Andre rechnen kann,
So dankt er froh beim Rechnungsschluß,
Bleibt noch des Guten ein Ueberschuß.

Doch wenn auf einmal abends spät
Sein Himmel hell im Glanze steht,
Von Lieb' und Ehr' ein Ueberschwang
Sein Herz bestürmt mit freud'gem Drang,
Rührung ihn stumm zu machen droht —
Da sieht er sich in großer Not.

Wie soll er danken allzumal
Für Wünsch' und Gaben ohne Zahl,
Wie Jedem, der von fern ihn grüßt,
Erwidern, wie er möcht' und müßt'?
Ein Weilchen steht er schier verzagt,
Dann faßt er sich ein Herz und sagt:

Fürwahr, 's ist wunderlich bestellt
Um den bekannten „Lohn der Welt".
Du bist wohl oft leer ausgegangen,
Gabst manchmal mehr, als Du empfangen,
Nun grüble nicht, ob Du's auch wert,
Daß man so überreich Dich ehrt.

Doch Ihr, die Ihr mit Freundesblicke
Betrachtet, was ich lebt' und schrieb,
Nehmt mit dem Händedruck vorlieb,
Den ich Euch warm vom Süden schicke!

Gardona am Gardasee. Paul Heyse.

* **Ueber den großen Nutzen des reinen Bienenhonigs.** Der Honig, die ärztlich so vielfach empfohlene, nahrhafte Speise, sowohl für Gesunde als für Kranke, wird am besten bei Imkern selbst gekauft. Nichts ist dem Körper zuträglicher, als guter reiner Honig und Kinder sollten denselben täglich genießen. Der Honig verdirbt den Magen nicht, reinigt Kehlkopf und Mund von Schleim und führt leicht ab. Bei Hals-, Brust- und Magenkrankheiten kann er als lösendes Heilmittel nicht genug Verwendung finden. Ein Eßlöffel voll Honig in eine Tasse heiße Milch gerührt thut vorzügliche Dienste. Guter Honig hinterläßt keinerlei Rückstand und geht ganz ins Blut über. Wirklich reiner Honig wird in kurzer Zeit trüb und krystallisiert. Ist er dann schwer aus dem Glase zu bringen, so stelle man dasselbe ins Wasser und erwärme dieses langsam, bis der Honig flüssig ist. Er verliert dadurch absolut nichts an seiner Güte, krystallisiert aber nicht bald wieder. Die Farbe des Honigs hängt ab von der Witterung und der Art der Blüte und ist von keinem Einfluß auf den Geschmack. An trockenem Orte aufgestellt, läßt er sich mehrere Jahre aufbewahren.

* **Wie König Victor Emanuel starb,** erfährt man jetzt aus dem Nachlaß des kürzlich im Alter von 80 Jahren verstorbenen Arztes Lorenzo Bruno. Im Winter 1878 erkrankte der Re Galantuomo während eines Aufenthaltes im Quirinalpalast in Rom an Lungenentzündung, und Lorenzo Bruno war einer der Ersten unter den berühmten Aerzten, die sich um das Lager des Königs sammelten. Er war es, dem die schwere Aufgabe zuteil wurde, den König von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes in Kenntnis zu setzen. Der Arzt sagte: „Majestät, die Erwähnung der Gefahr hat einen Fürsten des Hauses Savoyen noch nie in Verlegenheit gebracht, denn Gefahr ist sein Beruf. Alle Vorfahren Ew. Majestät haben sich, wenn ihr Leben auf der Wagschale lag, willig ihrem Gotte genähert. Ich bin sicher, daß das auch Ew. Majestät Wunsch ist." Für einen Augenblick schien sich eine Wolke auf das Gesicht des Königs zu senken, und er fragte: „Bin ich denn so krank?" Bruno antwortete: „Wir haben noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, aber es ist immerhin gut, sich auf das Aeußerste vorzubereiten."

Der König erhob dann seine Hand nach der Stirn und sagte: „Es ist gut, senden Sie nach Anztino“ (dem Hofkaplan). Dann legte der König seine Arme um Brunos Hals mit den Worten: „Ich weiß, daß Ihr mir immer wohlgesinnt gewesen seid, aber jetzt erst verstehe ich, daß Ihr mein wahrer Freund seid.“ Nachdem der König das letzte Abendmahl genommen hatte, defilierte der ganze Hof nach der Sitte des Hauses Savoyen an dem Sterbenden vorüber, der sich im Bette aufgerichtet hatte und jeden einzelnen mit einem Blick seiner noch glänzenden Augen ansah, dann fiel er auf die Kissen zurück und hauchte in wenigen Minuten seinen Geist aus.

‡ **Das Rad als Schmuggelinstrument.** Originelle Listen werden oft auch von den Schmugglern in Paris angewendet, die den Oktroi umgehen und etwas ohne Abgaben durch die Zollgrenzen von Paris bringen wollen. Vor kurzem fand man, daß ein Herr eine verdächtig große Zahl von Begräbnissen in seiner Familie hatte und gar zu oft Särge an der Zollstelle vorüberführte, als man genauer nachforschte, entdeckte man aber, daß er in Wirklichkeit Branntwein von außen in einem Metallsarg beförderte. Früher oder später mußte natürlich dieser sonderbare Betrug, der aber von einer guten Erfindungsgabe zeugt, entdeckt werden. Dieser Trick ist jetzt jedoch, wie aus Paris berichtet wird, durch einen anderen schlauen Betrug in Schatten gestellt worden. Seit Jahren hat ein Mann von seinem Aussehen täglich geistige Getränke in Paris unter den Augen der Zollbeamten, mit denen er auf freundschaftlichem Fuße stand, eingeschmuggelt. Er ging dabei folgendermaßen vor: Zweimal täglich radelte er im Boulogner Wäldchen. Dort besuchte er an einem Orte jenseits der Maut das Haus eines Bundesgenossen, wo er das Gestell auseinander nahm und mit alkoholischen Getränken füllte. Seine zwei täglichen Reisen ermöglichten ihm ein Jahreseinkommen von 30 000 Frcs. Dann wurden die Verbündeten jedoch mit ihrem Schmuggelverdienst unzufrieden. Sie schmuggelten den Branntwein nicht nur, sondern stahlen ihn überdies aus einer Brennerei. Der Diebstahl wurde entdeckt, dadurch auch ihre Schmuggelei, und jetzt befinden sie sich in strengem Gewahrsam.

* **Eine Revolution der Mode.** Aus der tonangebenden Seine-Stadt kommt uns eine Nachricht, die geeignet ist, in der Welt der Mondänen eine Revolution zu veranlassen: Der Reifrock soll wieder aufkommen. Anläßlich der bevorstehenden Weltausstellung, die einen Strom von Fremden nach Paris führen wird, haben sich alle großen Pariser Konfektionshäuser, die Paquin, Doucet, Soeurs Callot, Bonnaire, Barroin Mayer et Morhange zusammengethan und eine Konferenz abgehalten, um den reichen Amerikanerinnen und Engländerinnen, die in Paris auch ihre Toiletteneinkäufe machen wollen, etwas Außerordentliches zu bieten. Die Debatte, die sich dabei entspann, dauerte lange und war teilweise sehr erregt; die Meinungen schwankten hin und her, endlich aber hat man sich auf den Reifrock geeinigt, und alle Firmen entfalten nun eine fieberhafte Thätigkeit, um schon zu Beginn der Ausstellung dem Publikum mit fertigen Toiletten entgegentreten zu können. Der Uebergang vom englischen bis zum Reifrock bereitet sich ja schon lange vor, und wenn ersterer auf der Straße vorläufig auch noch den Sieg davonträgt, da er sich beim Gebrauch als außerordentlich praktisch erwiesen hat, so dominiert der garnierte und gerafte Rock doch jetzt schon überall in den vornehmen Salons, und von ihm bis zum Reifrock ist wirklich nur noch ein Schritt. Es galt nun vor allem, eine Schwierigkeit zu lösen, die sich den einst so beliebten Reifröcken entgegenstellt; unsere modernen Verkehrsmittel sind durchaus nicht auf den Reifrock eingerichtet. Man stelle sich mehrere Damen im Reifrock in einem Eisenbahncoupé oder in einer engen Schiffskabine vor, — ganz zu schweigen von den Omnibussen, Pferde- und elektrischen Bahnen, mit ihren mit raffinierter Raumausnutzung konstruierten Ein- und Ausgängen; denn diese Beförderungsmittel kommen ja für die großen Mondänen garnicht in Betracht. Es bliebe also nur noch das Reisen im Automobil, dem modernsten Verkehrsmittel, und auch dieses Gefährt müßte dann eine völlige Umgestaltung erfahren. Da kam ein junger Mechaniker, an den man sich gewandt hatte, auf die geniale Idee, Reifröcke mit Mechanik herzustellen. Ein Druck auf einen Knopf, der in den Falten verborgen angebracht ist, oder auch mit einem Edelstein verziert sichtbar getragen werden kann, genügt, damit das ganze Gestell zusammenfällt und sich der Figur der Trägerin etwa so anschließt, wie ein Glockenrock. Im Salon also ist der Reifrock de rigueur, auf der Straße und bei Reisen verwandelt man ihn in einen gewöhnlichen Rock. Die Neubelebung des Reifrocks bedingt natürlich auch eine veränderte Gestaltung von einer ganzen Reihe anderer Toilettenartikel, von denen wir als die wichtigsten nur die Jupons erwähnen wollen. Dieselben werden aus Seide oder Mousseline angefertigt und bis oben hinauf mit Volants und klaren Spitzen besetzt; es genügt jetzt aber nicht mehr ein solcher Rock, sondern mehrere sind erforderlich, damit das Oberkleid umso besser steht. Die Taille wird wie früher schnabelförmig und natürlich decolletée. Um nun auch sicher zu gehen, daß die neue Mode Anklang findet, haben sich die Pariser Modefirmen die Mitwirkung der großen Schauspielerinnen gesichert; von der Bühne herab wird also das neue Heil auch dem größeren Publikum gepredigt werden. In allen modernen Stücken, die während der Ausstellung gespielt werden, wollen die ersten Schauspielerinnen in Paris, in erster Linie die auch bei uns so geschätzten Jane Hading, Mme. Réjane, Mme. Garnier und andere nur Reifröcke tragen. Mit diesen Kräften als Hilfstruppen ist der Sieg des Reifrocks gesichert.

≡ **Ein Sportsman über die Segelmanöver in der „Götterdämmerung“.** Ein neuer Schrecken für Regisseure scheint sich bei den Aufführungen des „Rings der Nibelungen“ herauszubilden, wenigstens ist es sehr fraglich, ob sie nicht alle ebenso wenig vor dem kritischen Auge des Seglers bestehen würden, wie es bei den New-Yorker Aufführungen unter Grau der Fall zu sein scheint. In der „New-York Times“ urteilt nämlich Mr. Henderson, ein e[illegible]gierter Segler, wie folgt: In der „Götterdämmerung“ war die flachbodige Barke, in der Gunther seine unwillige Braut heimführt, ein sonderbares Erzeugnis des Schiffbaues. Sie war mit Klüver und Sturmsegel getakelt und führte ein kleines Raasegel und ein Klüverdreieck, das einen ebenso großen Flächeninhalt als das Sturmsegel hatte. Diese merkwürdige Barke kam an der Privatlandungsstelle Günthers mit beschlagenem Klüver und halb eingezogenem Sturmsegel an, und ging mit dem Hinterteil des Schiffes voran vorwärts. Eine Seemannskritik würde wahrscheinlich auch viel zu sagen haben gegen die irrige Schiffsführung des „Fliegenden Holländers“, ganz zu schweigen von dem Wunder, daß Lohengrin von Spanien nach der Schelde in einer „Nußschale“ fährt.

* **Ueber „Temperatur der Farben“** veröffentlicht E. B. Shuldham in „Longmens Magazine“ einen Artikel, der in der Zeit, wo man die Kleider für die wärmeren Jahreszeiten bestellt, von besonderem Interesse sein dürfte. Bisher galt weiß als eine kalte Farbe, und man wählte im Sommer weiße Anzüge, um sich dadurch vor der Hitze zu schützen. Der Engländer aber rechnet weiß eher zu den wärmeren Farben; violett, blau und gelb sind kühler; zitronengelb ist die kälteste Farbe, am wärmsten sind dagegen dunkelrot und braun. Man kann diese Frage selber studieren, wenn man gleiche Gegenstände von verschiedener Farbe, z. B. Rosen an die Wange legt. Sicherer ist das Experiment, wenn wir es an Blinden oder an Personen mit verbundenen Augen machen. Er meint, der Glaube, daß die mittelwarme Farbe weiß die kühlste sei, rühre daher, daß wir von der weißen Schneedecke der kalten Jahreszeit uns haben täuschen lassen. Wir hätten dagegen beachten sollen, daß die Natur ihre Geschöpfe in kalten Gegenden weiß kleidet, was doch grausam wäre, wenn dieses Gewand noch kühlend wirkte. Nun wird man dagegen einwenden, in arktischen Regionen sei weiß die beste Schutzfarbe, aber vor wem braucht sich der Eisbär zu schützen? In den Tropen dagegen müßte nach der alten Theorie die kühle weiße Farbe häufig sein, sie findet sich jedoch bei Tieren und Pflanzen sehr selten. So weit Herr Shuldham. Wenn viele „Hitzige“ schon im kommenden Sommer in der Praxis seine Theorie zu erproben Lust verspüren sollten, dann gäbe es heuer viele „Zitronenfalter“.

Die Kohlenlager Europas. Der Direktor des paläontologischen Instituts der Universität zu Breslau, Prof. Dr. Frech, hat in der „Zeitschrift f. Socialwissensch.“ eingehend die Frage erörtert: „Wann sind unsere Steinkohlenlager erschöpft?“ Deutschland ist darnach, wie die auf eingehenden Untersuchungen beruhenden Schätzungen zeigen, in Bezug auf Kohlenvorrat das reichste Land Europas und wird in der Menge des vorhandenen Brennstoffes nur von Nordamerika und Nordchina übertroffen; in England ist lediglich die jetzige Produktionszahl höher und bedingt eine rasche Erschöpfung der Kohlenlager. Der Artikel schließt mit einer tabellarischen Darstellung der voraussichtlichen Erschöpfungszeit einiger wichtiger Steinkohlenfelder in Europa. Prof. Frech unterscheidet dabei vier Perioden der voraussichtlichen Förderungsdauer: 1. 100 bis 200 Jahre. Die geringste Gesamtmächtigkeit der Schichten und die geringste Zahl der Flötze besitzen die Kohlenreviere von Central-Frankreich (100 Jahre), Central-Böhmen, des Königreichs Sachsen, der Provinz Sachsen (die Flötze der letzteren sind so gut wie erschöpft), der nordenglischen Reviere von Durham und Northumberland. — 2. 200 bis 250 Jahre. Wesentlich größer ist die Zahl der Flötze und die Mächtigkeit der gesamten Schichten in den übrigen englischen Kohlenfeldern (250 bis 350 Jahre), im waldenburg-schatzlarer Revier (etwa 200 bis 300 Jahre), in Nordfrankreich (350 bis 400 Jahre.) — 3. 600 bis 800 Jahre. Noch günstiger liegen die Verhältnisse in Saarbrücken (etwa 800 Jahre), Aachen und dem mit Aachen zusammenhängenden westfälischen (Ruhr- u. s. w.) Kohlenfeld (etwa 800 Jahre). — 4. Mehr als 1000 Jahre. Die größte Schichtenmächtigkeit (etwa 5000 m) und Flötzezahl besitzt das Steinkohlengebiet in Oberschlesien und seine östlichen (Russisch-Polen) und südlichen Fortsetzungen (Mähren).

* Deutsche Kunst und Dekoration. Verlag von Alex. Koch in Darmstadt. 3. Jahrgang, Heft 5. — Die Immunisierung der Familien bei erblichen Krankheiten (Tuberkulose, Lues, Geistesstörungen. Ein Wort zur Beruhigung für Aerzte und Gebildete von Dr. Albert Reibmayr. (Wien, Franz Deuticke.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.